

## KINDER ALS LEBENSFORM

### *Über Entscheidung, Erwartung und Wirklichkeit*

---

In Deutschland ist die Zahl der Geburten auf den niedrigsten Stand seit 1946 gefallen. Die durchschnittliche Kinderzahl pro Frau liegt deutlich unter dem Niveau, das für den Erhalt einer Gesellschaft notwendig wäre. Diese Entwicklung ist kein kurzfristiger Ausschlag, sondern das Ergebnis einer langfristigen Verschiebung von Lebensentwürfen. Während also immer weniger Kinder geboren werden – und immer mehr Entscheidungen gegen Familie oder für den Aufschub getroffen werden –, habe ich mich für Kinder entschieden, ohne zu wissen, was auf mich zukommt. Nun sind es fünf. Ich wollte schon immer Kinder. Es gab in meinem Leben keine Zeit, in der ich keine wollte. Und ich wollte immer viele. Dieser Wunsch war einfach da. Nicht die Überlegung, nicht die Rechnung, nicht die Absicherung. Er stand quer zu einer Logik, die Entscheidungen zunehmend von Kalkulation abhängig macht. Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht, ob ich mit meinem Wunsch nach Kindern der Umwelt schade oder es dem Klima zuliebe besser bleiben lassen sollte. Ich habe auch nicht darüber nachgedacht, was Kinder kosten. Und eine Karriereleiter wollte ich ohnehin nie erklimmen, jedenfalls nicht ohne Kinder.

Wenn man mich heute fragt, woher dieser Wunsch kam, kann ich es nicht wirklich beantworten. Es gab kein Social Media, auf dem ich mir als junges Mädchen »Family-Content« hätte anschauen können. Ich hatte auch in der Familie oder im Bekanntenkreis keine Vorbilder, die mir ein besonders intaktes Familienleben und dann auch noch mit vielen Kindern vorgelebt hätten. Und lange Zeit gab es auch nicht den passenden Partner dazu. Der Wunsch entstand also nicht aus Nachahmung, sondern ohne soziale Verstärkung.

Was mich rückblickend beschäftigt, ist deshalb nicht in erster Linie die Frage, warum ich mir dieses Leben so früh oder überhaupt gewünscht habe. Viel interessanter finde ich, dass ich diesem Plan vertraute, oder besser gesagt: dass ich an ihm festhielt, lange bevor ich wusste, wie er konkret aussehen würde. Ich musste nicht erst alle Bedingungen erfüllt sehen. Nicht erst die letzte Sicherheit. Nicht erst die perfekte Planung. Eine Entscheidung ohne vollständige Risiko-

absicherung – etwas, das heute fast als Ausnahme erscheint. Nicht erst die Garantie, dass alles aufgeht. Ich wollte Ehe, Familie, Kinder. Für mich war dies das vollkommene Lebenskonzept. Und ich vertraute darauf, dass das Richtige nicht erst dann richtig ist, wenn es restlos abgesichert wurde.

Vielleicht ist das naiv. Vielleicht liegt aber genau darin eine Form von Entscheidung, die heute verdrängt und fremd geworden ist. Nicht die Entscheidung nach vollständiger Berechnung, sondern die Entscheidung aus Überzeugung. Nicht die Entscheidung, bei der man jedes Risiko vorher ausräumt, sondern die, bei der man weiß, was man will, obwohl man sich das Leben nicht bis ins Letzte erklären lassen kann. Vertrauen heißt ja nicht, blind zu sein. Es heißt nur, nicht alles vom Beweis abhängig zu machen.

Kinder zu bekommen, ist eine Entscheidung. Aber wofür entscheidet man sich da eigentlich? Für ein Leben, das im Wesentlichen auf Familie ausgerichtet ist? Für eine Lebensform also, in der Kinder nicht Beiwerk, sondern Mitte sind? Oder lebt man zuerst für Beruf, Karriere, Freizeit und Konsum und erwartet dann, dass Kinder sich diesem Leben möglichst reibungslos einfügen? Familie sollte keine Zusatzoption sein, sondern eine Lebensform. Genau darin entscheidet sich, ob Kinder ein Zentrum oder ein Projekt sind. Und wer Kinder wirklich will, muss akzeptieren, dass sie das Leben nicht nur ergänzen, sondern verändern. Wobei man vieles davon natürlich häufig erst dann begreift, wenn man tatsächlich Kinder hat.

Ich habe einmal mit einer Frau über dieses Thema gesprochen, und sie sagte zu mir, sie wolle sich nicht zwischen Beruf, Karriere und Kindern entscheiden. Sie wolle alles. Dieser Anspruch ist plausibel – und zugleich möglicherweise der Punkt, an dem sich Erwartungen und Wirklichkeit systematisch verfehlen. Genau darin zeigt sich vielleicht schon ein typischer Gedanke unserer Zeit: Kinder sollen das Leben ergänzen, aber nicht vollständig einnehmen. Sie sollen dazukommen, ohne dass sich die Lebensform grundsätzlich verschiebt. Vielleicht schaffen sich deshalb so viele junge Leute heute Hunde an. Vielleicht zeigt sich darin auch eine

Verschiebung: Verantwortung wird gesucht – aber in Formen, die kalkulierbar bleiben.

Ich kann nicht sagen, was andere Menschen erwarten, wenn sie Kinder bekommen. Ich weiß nur: Die Erwartungen sind hoch. Sehr hoch. Besonders an sich selbst und an den Partner. Die Realität ist oft hart, manchmal sehr hart. Dazu kommen die Erwartungen von außen. Und denen muss man sich nicht nur stellen – oft ergibt man sich ihnen auch. Auch als Mutter vieler Kinder. Die Kinder sollen beschäftigt werden, am besten jeden Tag. Sie sollen sportlich gefördert werden, musikalisch auch. Man soll mit ihnen lernen, sie überallhin fahren und selbst am besten auch noch engagiert sein – im Sportverein, in der Schule, bei allen Festen und Aktionen. Und einer geregelten Arbeit sollte man bitte ebenfalls nachgehen, sonst ist man schnell die zurückgebliebene Tradwife, die traditionelle Hausfrau, das Heimchen am Herd. In dieser Gleichzeitigkeit entsteht ein Erwartungsniveau, das kaum stabil zu erfüllen ist. Dazu kommt der ständige Vergleich mit anderen. Man schaut, was andere machen, wie sie nach der Schwangerschaft aussehen, was sie alles leisten und besitzen – und irgendwo will man dann doch mithalten.

Trotzdem haben wir uns als Paar bewusst anders entschieden: für Verzicht. Nicht jedes Jahr Urlaub, schon gar nicht im Ausland. Keine Karriere um jeden Preis. Kein teures Auto – im Moment haben wir nicht einmal ein Auto. Für mich ist das ein vollkommen entschleunigtes, normales Leben, ohne den Versuch, in irgendeiner Weise mit anderen Familien oder den Standards der Gesellschaft mithalten zu müssen. Uns geht es als Familie gut. Ich würde uns als gesegnete Großfamilie bezeichnen, die alles hat, was sie braucht. Natürlich hätten wir mehr, wenn wir keine oder weniger Kinder hätten: mehr Freizeit, mehr Selbstbestimmung, mehr Konsum, mehr Ruhe vielleicht auch. Die Alternative ist sichtbar – aber sie bestimmt die Entscheidung nicht. Ich vermisse das alles nicht. Hätte ich keine Kinder, würde ich es vermissen.

Kinder nehmen einem manches. Das stimmt. Zeit. Kraft. Schlaf. Spontaneität. Geld. Aber sie nehmen einem nicht das Wesentliche. Eher im Gegenteil: Sie bringen einen dazu, genauer hinzusehen, was wesentlich ist und was nicht.

Die Wirklichkeit eines Lebens mit vielen Kindern besteht nämlich nicht nur darin, dass alles mehr kostet, mehr Platz braucht und mehr Organisation verlangt. Sie besteht auch darin, dass man fast nie ganz für sich ist. Immer will jemand etwas, immer ruft jemand, immer

fehlt irgendwo ein Turnbeutel, eine Unterschrift, ein Heft, eine Antwort. Es ist laut, es ist voll, es ist manchmal unerquicklich und dann wieder von einer solchen Lebendigkeit, dass einem jede stille Perfektion daneben seltsam leblos vorkommt. Man ist müde, genervt, nicht selten am Rand der eigenen Kräfte, und doch liegt gerade darin etwas Besonderes, etwas Einzigartiges.

Auch die Ehe wird in so einem Leben nicht romantischer, sondern ernster. Sie muss tragen, aushalten, nachgeben, verzichten, wieder versöhnen – und wird gerade dadurch unheimlich stark. Nicht trotz, sondern wegen der Belastung. Mit vielen Kindern lebt man nicht im Ideal, sondern in ständiger Unterbrechung, in Improvisation, in Verantwortung. Doch gerade hier liegen die verborgenen, kostbaren und heute oft übersehenen Schätze unserer Gesellschaft: Hingabe, Selbstlosigkeit, Bindung, Freude und bedingungslose Liebe – Formen von Bindung, die sich weder planen noch vollständig ersetzen lassen.